

GINA MAYER | Die Protestantin

Das Buch

Kaiserswerth im Jahre 1822. Die junge Johanne sehnt sich danach, ihr trostloses, verarmtes Elternhaus zu verlassen. Der protestantische Pfarrer Theodor Fliedner erkennt ihre Klugheit und ermutigt sie, ihm bei der Gemeindearbeit zu helfen. Schnell ist offensichtlich, dass Johanne die ideale Gattin für den ehrgeizigen Pfarrer wäre. Doch als er um ihre Hand anhält, trifft sie eine mutige Entscheidung. Sie lehnt eine Ehe mit ihm ab und wählt die Freiheit. Dennoch bleiben Fliedner und Johanne enge Vertraute, vereint im Glauben und durch die Vorbereitungen zur Gründung des ersten Diakonissenhauses in Kaiserswerth.

Als ihre 19 Jahre jüngere Schwester Catharine zu ihr zieht, hofft Johanne, Catharine werde die Arbeit in der Gemeinde ebenso viel Freude bereiten wie ihr selbst. Doch Catharine kann die Bewunderung Johannes für Fliedner nicht immer teilen. Ihre heimliche Liebe zu dem jungen Geistlichen Gustav, der sich mehr und mehr von Fliedners Idealen abwendet, bestärkt sie noch darin, eigene Wege zu gehen. Mit Catharines wachsender Begeisterung für die Ideen der Revolution um 1848 kommt es zwischen den Schwestern endgültig zu einem erbitterten Streit. Wird es ihrer gemeinsamen Pflögetochter Magdalena gelingen, Johannes und Catharines gegensätzliche Überzeugungen in Einklang zu bringen?

Die Autorin

Gina Mayer, geboren 1965 in Ellwangen, arbeitet als Werbetexterin. Sie ist verheiratet, hat zwei Kinder und lebt in der Nähe von Kaiserswerth/Düsseldorf. Die Idee zu ihrem Romandebüt kam ihr, als sie in der Nähe von Kaiserswerth in die Friederike-Fliedner-Straße zog. »Zunächst sagte der Name mir überhaupt nichts. Aber nachdem ich mich einmal auf die historische Spurensuche gemacht hatte, war ich fasziniert von Fliedner und seinem Lebenswerk, der Gründung der Diakonissenhäuser.«

GINA MAYER

Die Protestantin

Roman

Diana Verlag



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen Papier.

Originalausgabe 09/2006

Copyright © 2006 by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Barbara Raschig

Umschlagmotiv | Trotz intensiver Bemühungen ist es uns nicht gelungen,
den Rechteinhaber des Umschlagmotivs festzustellen. Der Verlag bittet diesen
oder eventuelle Rechtsnachfolger, sich mit ihm in Verbindung zu setzen.

Er verpflichtet sich, rechtmäßige Ansprüche nach den üblichen Honorarsätzen
zu vergüten.

Umschlaggestaltung | Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
München – Zürich, Teresa Mutzenbach

Herstellung | Helga Schörnig

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN-10: 3-453-35140-1

ISBN-13: 978-3-453-35140-0

<http://www.diana-verlag.de>

*Nähme ich Flügel der Morgenröte
und bliebe am äußersten Meer,
so würde auch dort deine Hand mich führen
und deine Rechte mich halten.*

Psalm 139, 9–10

Kaiserswerth, den 10. Mai 1876

Liebste Esther,

wie nah Du mir doch in jedem Deiner Briefe bist. Als ob uns kein Ozean trennte, sondern nur ein paar Schritte. Ich sehe Dich vor mir und ich höre Deine Stimme, wenn ich Deine Worte lese.

Wenige Tage nach Deinem Schreiben habe ich einen Brief von Ernest erhalten. Er erkundigte sich nach meinem Befinden und meiner Arbeit, vor allem aber nach unserem politischen Wirken und der Lage der Dinge in Deutschland. Von sich selbst erzählte er nur wenig, dennoch konnte ich zwischen den Zeilen lesen, dass es ihm gut geht und er mir meinen Entschluss von damals nicht nachträgt. Ich habe sein Schreiben noch nicht beantwortet, aber wie Du weißt, habe ich ihm hinsichtlich der Politik wenig Erfreuliches zu berichten.

Denn Bismarck hat sich ganz in den Kampf gegen die Sozialisten verbissen und alle – Gerichte, Polizei, Unternehmer und nicht zuletzt unsere protestantische Kirche – stehen ihm zur Seite und helfen mit, dass »die Ratten im Lande vertilgt werden können«, wie der Kanzler es in einer seiner Reden ausdrückte.

Ach, ich darf mich gar nicht weiter darüber auslassen, wer weiß, welche argwöhnischen Augen diesen Brief lesen werden, bevor Du ihn in den Händen hältst. Vielleicht hast Du Recht, vielleicht sollten wir diesem Land den Rücken kehren, solange es

noch geht, aber dann denke ich an die vielen Elenden hier und bin plötzlich wieder voller Hoffnung, dass sich unsere Idee doch durchsetzen wird, weil sie richtig ist und gerecht.

Aber genug von der Politik. Deine Worte über meine beiden Mütter haben mich sehr bewegt. Ich weiß, dass Du Recht hast, aber es fällt mir so schwer zu begreifen, warum Tante Johanne mir nie die Wahrheit gesagt hat. Du sagst, es spielt keine Rolle, aber für mich ist es doch von Bedeutung. Wie oft stehe ich an ihrem Grab und beschwöre sie, mir zu antworten, aber sie ist nicht da, nicht an diesem toten Ort. Auch gestern war ich dort und habe sie nicht gefunden, aber in der Nacht habe ich von ihr geträumt.

Es war ein so wirklicher Traum, dass ich ihn immer noch in mir spüre. Ich war in einem fremden Garten, und es war Nacht, aber ich erkannte die Umrisse von Bäumen und Büschen und konnte die Blumen um mich herum riechen. Mit einem Mal stand Johanne neben mir, und obwohl es dunkel war, sah ich sie klar und deutlich. Ist dies das Paradies?, fragte ich. Sie lächelte und bewegte die Lippen, doch es kam kein Laut heraus. Ich kann dich nicht hören, rief ich, ganz verzweifelt darüber, dass sie mir so nah war und ich sie nicht verstehen konnte, aber sie nickte nur und sprach lautlos weiter. Irgendwann breitete sie ihre Arme aus, hob die Hände, als wollte sie mich umarmen, doch stattdessen flog sie einfach davon. Im selben Moment ging die Sonne auf, und ich sah, wie sich ihre Gestalt in dem roten Leuchten am Himmel verlor, und dann hörte ich ihre Stimme: Mache dich auf. Werde licht, Magdalena.

Alles schien mit einem Mal so einfach: diese schweren, düsteren Gedanken und meinen Groll endlich aufgeben. Und licht werden, hell und frei und leicht in meinem Tun und meinem Denken. Wahrscheinlich sind es nur meine eigenen Vorstellungen, die diesen Traum hervorgerufen haben, mein sehnsüchtiges Verlangen. Und doch stelle ich mir vor, dass Johanne tatsächlich und in

Wirklichkeit zu mir gekommen ist, um mir die Botschaft zu überbringen.

Gerade fällt mein Blick auf meine Tochter, die ihren Namen trägt. Meine kleine Johanna, die neben mir liegt und schläft. Unter ihren geschlossenen Lidern wandern die Pupillen hin und her, und dann und wann bewegen sich ihre Lippen. Wen sie wohl sieht in ihrem Schlaf?

Ich umarme Dich und Catharine

Magdalena

Teil 1

Johanne
(1822–1826)

Johanne stützte ihr Gesicht in die Hände und hielt sich dabei die Ohren zu. Augenblicklich verstummten die Klänge der Kirchenglocken.

Sie wusste auch so, dass es neun Uhr war. Der Gottesdienst in der Kirche am Wall war vorbei. Der neue Pastor hatte heute seinen Antritt gehabt, und sicher waren alle Mitglieder der kleinen evangelischen Gemeinde Kaiserswerth dort gewesen. Alle bis auf ihre Familie.

Die Königs waren seit Monaten nicht mehr zur Kirche gegangen. Ihr Vater schlief am Sonntagmorgen den Rausch aus, den er sich in der Nacht zuvor angetrunken hatte, und ihre Mutter wurde schon wütend, wenn Johanne sie nur darauf ansprach.

»Damit die anderen Gelegenheit haben, auf uns herabzusehen? Nein, Johanne, da habe ich Besseres zu tun, das erspare ich mir lieber.«

Ohne die Eltern weigerten sich auch die Brüder zur Kirche zu gehen, und allein wollte Johanne nicht hin. Wie die Mutter fürchtete sie die schiefen Blicke, die verächtlichen Mienen, das Getuschel der Leute.

Stattdessen saßen sie hier am Frühstückstisch, die Brüder stritten sich um den letzten Rest Schmalz im Topf, die Mutter schlürfte ihre Grütze, und Johanne sah ihnen dabei zu, ohne sie zu hören.

Bis zum letzten Moment hatte sie gehofft, dass sie ihre Mutter umstimmen könnte, dass sie doch noch mitkommen würde. Ein neuer Pastor, das bedeutete doch auch einen neuen Anfang, eine neue Chance. Aber es war sinnlos gewesen.

Jetzt wischte sich Frau König den Mund ab, ihre Lippen bewegten sich, Johanne nahm die Hände von den Ohren. »... so

eine trübsinnige Miene«, hörte sie ihre Mutter sagen. »Du wirst den Pfarrer schon noch früh genug zu Gesicht bekommen.«

»Er ist bestimmt genauso langweilig wie der alte«, meinte Heiner mit vollem Mund.

Johanne starrte auf die Tischplatte, die mit einer eingetrockneten Schicht aus Schmutz, Fett und Essensresten überzogen war. Heiner hatte Recht, es machte keinen Unterschied, alles würde einfach immer so weitergehen. Sie schloss die Augen und sah plötzlich wieder Emmis grinsendes Gesicht vor sich und hörte Albertines Gekicher. Sie versuchte, an etwas anderes zu denken, aber es gelang ihr nicht.

Am Tag zuvor hatte sie Emmi und Albertine an der Pumpe am Stiftsplatz getroffen. Die beiden schwatzten und taten, als ob sie Johanne nicht bemerkten, vielleicht hatten sie sie ja auch wirklich nicht gesehen.

»Guten Tag miteinander«, sagte sie laut, während sie ihre leeren Kannen hinter die von Albertine stellte. »Guten Tag«, gab Emmi zurück, ohne den Kopf zu wenden. Albertine nickte nur und murmelte etwas Unverständliches.

Johanne spürte, wie ihr Herz schneller schlug und ihre Hände feucht wurden. Die Gefühle waren ihr so vertraut und gleichzeitig so verhasst. Sie strich die Finger verstohlen an der Schürze ab, atmete kalte Luft ein und schluckte sie hinunter. Es schmerzte in der Kehle.

Emmi wuchtete ihren zweiten randvollen Wassereimer unter der Pumpe weg.

»Hast du's gehört, die Evangelischen bekommen schon wieder einen neuen Pastor«, sagte sie zu Albertine, ohne Johanne anzusehen. »Ich muss schon sagen, die haben einen hohen Verschleiß an ihren Pfaffen.«

Albertine trat zur Pumpe und kicherte. »Mal sehen, wie lange der Neue es hier aushält. Ein paar Monate, dann wird auch er

sich wieder auf die Socken machen. Seine Vorgänger hat es jedenfalls auch immer nach kurzer Zeit fortgetrieben.«

Johanne zuckte mit den Schultern und versuchte so gleichgültig wie möglich auszusehen. »Die Gemeinde ist klein und arm. Ein Pastor hat es hier nicht leicht.«

»Besonders wenn die Kirche am Sonntag halb leer bleibt, weil manche Protestanten den Tag des Herrn lieber im Bett verbringen«, sagte Albertine.

»Und die Nacht des Herrn im Wirtshaus«, ergänzte Emmi. Albertine ließ den Pumpenschwengel fallen und verbarg ihr Gesicht in ihrer Schürze, als ob sie über die Gottlosigkeit der Protestanten weinte, aber dann hörte Johanne sie prusten und sah, dass ihre Schultern vor unterdrücktem Lachen zuckten. Emmi trat einen Schritt näher an Johanne heran. »Sag mal«, flötete sie, »was macht eigentlich dein Bruder Laurenz so? Man sieht ihn gar nicht mehr in der letzten Zeit.«

Johannes Blut strömte in alle Gliedmaßen. Sie stand einfach nur da und spürte, wie ihr Gesicht heißer und heißer wurde. Sie hätte so gerne etwas entgegnet, doch ihr Kopf war leer, ihr fiel nichts ein. Albertine gackerte immer noch in ihre Schürze. Wenn ich nur die Kraft hätte, sie ins Gesicht zu schlagen, dachte Johanne. Aber ihre Hände hingen schlaff an den Armen. Sie wünschte sich weg. Weit, weit weg.

Heiner und Theodor stritten sich wieder, diesmal ging es um die letzte Scheibe Brot, die jeder haben und keiner teilen wollte. Erst als Johanne eingriff und das Brot einfach auseinander brach, hörten sie das Klopfen an der Tür. Überrascht sahen sie sich an.

»Wer kommt denn am heiligen Sonntag in aller Herrgottsfrühe?« Frau König erhob sich und wischte sich verärgert ein paar Krumen von der zerknitterten Schürze. »Wenn's bloß nicht die Herderin ist wegen der Näharbeit, die ich ihr noch zu erledigen habe. Sie hat es wichtiger damit als alle anderen zusammen.«

Während sie zur Tür ging, verschränkte sie die Arme vor der Brust und schob das Kinn nach vorn, als bereitete sie sich auf eine Auseinandersetzung vor. »Als ob sie nicht wüsste, dass eine Frau nur zwei Hände hat und der Tag nicht mehr als vierundzwanzig Stunden ...«, schimpfte sie, als sie die Tür aufriss. Dann verstummte sie. Langsam glitten die Arme an den Seiten ihres Körpers nach unten.

Die drei Kinder reckten neugierig die Häse. Durch die geöffnete Tür fiel ein hellgrauer Lichtstreifen in die Wohnung. Aber vom Tisch aus war nicht zu erkennen, wer davor stand.

»Einen gesegneten Sonntag wünsche ich, Frau König.«

Eine Männerstimme, fest und laut.

»Allmächtiger, da soll mich doch der ... ja, Frau König, die bin ich.«

»Mein Name ist Fliedner. Ich bin Ihr neuer Pastor. Ich bin unterwegs, um die Mitglieder meiner Gemeinde zu begrüßen. Darf ich wohl eintreten?«

Noch bevor sie eine Antwort gestammelt hatte, trat ein Mann an ihr vorbei über den hellen Lichtstreifen in die Küche. Er trug einen langen schwarzen Rock mit weißer Halsbinde, den runden Hut hielt er vor der Brust in der Hand. Seine hellblauen Augen unter der hohen, weißen Stirn schienen alles zu durchdringen – den ganzen Raum und die Menschen darin, die ihn wie eine übernatürliche Erscheinung anstarrten.

Heiner fasste sich als Erster. Hektisch sprang er von seinem Stuhl auf und machte eine ungeschickte Verbeugung. »Bitte gehorsamst Platz zu nehmen, Herr Pastor«, stieß er aufgeregt hervor.

Der Fremde hob eine blasse Hand, wie um ihn zurückzuhalten. »Bleibt nur sitzen, und nichts für ungut. Ich will keine Umstände machen. Ich möchte euch kennen lernen, nichts weiter.«

Johanne und der kleine Theodor waren inzwischen ebenfalls aufgestanden. Johanne versuchte ihre Augen von dem Mann abzuwenden, weil es unhöflich war, ihn so anzustarren, aber es

gelang ihr nicht, sie war zu neugierig. Er sah seltsam aus, die Gesichtszüge scharf gezeichnet, die Nase stark gebogen, das rötliche Haar straff aus der Stirn gekämmt. Aber das Auffälligste an ihm waren seine blassblauen Augen, sein alles erfassender Blick, der zuerst auf Theodor ruhte, dann auf ihr selbst und schließlich durch die Stube wanderte. Sie folgte ihm unwillkürlich und sah, was auch er sehen musste. Der Fußboden starrte vor Dreck. Auf der Kommode türmte sich schmutzige Wäsche. Die Kartoffelschalen vom Essen am Vortag lagen neben dem Herd, die lehmigen Stiefel des Vaters mitten im Raum, einer hier, der andere dort, so wie er sie von den Füßen gestreift hatte, als er betrunken nach Hause gekommen war. Aus einem der Stiefel hing die Lasche heraus wie die Zunge eines erschöpften Straßenkötters.

Das hatten sie nun davon, dass sie nicht zur Kirche gegangen waren, nun suchte sie der Pfarrer zu Hause auf und sah das ganze Elend, die alltägliche Schande, in der sie lebten. Voller Scham senkte sie den Blick. Dabei fiel er auf den schwarzen Rocksäum des Pfarrers, der über und über mit grauem Straßenschlamm bespritzt war. Der Anblick tat ihr auf eine eigenartige Weise gut.

»Könnte ich Ihnen doch wenigstens eine Tasse Kaffee anbieten«, ließ sich endlich die brüchige Stimme der Mutter hören. »Aber es ist leider keiner da.«

Fliedner hob abwehrend die Hand.

»Wenn ich bei jedem meiner Gemeindeglieder eine Tasse Kaffee trinken wollte, dann müsste man mich nach meinem Rundgang gleich im Spital abliefern. Nein, nein. Aber die Namen Ihrer Kinder, die würde ich gerne erfahren, bevor ich mich wieder auf den Weg mache.«

»Ihr habt's gehört, sagt dem Pastor, wie ihr heißt«, forderte Frau König Johanne und ihre Brüder auf.

»Heinrich!« »Theodor!«, schrien die beiden Jüngsten. »Ich bin neun Jahre – nein, zehn!«, verbesserte Heiner sich hastig. »Und der Theodor ...«

»Das kann ich schon selber sagen, sei du still!« Theodors Stimme war ganz hell vor Erregung. »Sieben Jahre bin ich alt.«

Der Pastor lächelte ein winziges Lächeln. »Und Theodor heißt du? So heiße ich auch.«

Der Kleine nickte aufgeregt.

»Dann geht ihr beiden wohl schon in die Schule?«

»So sie denn stattfindet«, seufzte die Mutter. »Der Lehrer ist nur zu häufig krank, Gott sei's geklagt.«

Er nickte düster. »Es ist ein Jammer.« Dann richtete er seine durchdringenden Augen auf Johanne, und sofort begann ihr Herz wieder schneller zu schlagen. »Sie haben mir Ihren Namen noch nicht verraten.«

Er sprach sie mit *Sie* an, als ob sie eine Erwachsene wäre.

»Johanne heiße ich«, sagte sie schüchtern. »Und siebzehn Jahre bin ich alt.«

Er wandte seinen prüfenden Blick nicht von ihr ab. Sie fühlte sich plötzlich wie aus Glas. »Siebzehn Jahre, sagen Sie? So sind Sie Ihrer Frau Mutter gewiss eine wichtige Stütze bei der Arbeit im Haus und mit den kleinen Geschwistern?«

Johanne schaute nervös zu ihrer Mutter hinüber und wartete nur darauf, dass diese widersprach und sich über ihre Nutzlosigkeit beklagte. Aber die Mutter blickte angestrengt zu Boden, als suchte sie dort etwas, und schwieg.

Johanne biss sich auf die Lippen. »Ich ... äh ... nun, ich versuche mein Bestes, aber ...« Hilflos brach sie ab. Ich muss auf ihn wirken wie eine Schwachsinnige, dachte sie und sah ihn an, aber als sie seinem Blick begegnete, lag darin weder Verachtung noch Ungeduld. Sein Gesicht war voll Erwartung, als habe sie ihm etwas Wichtiges zu sagen.

Sie straffte ihre Schultern und begann noch einmal: »Nun, ich versuche meine Mutter zu unterstützen, soweit ich es vermag.«

Der Pastor nickte, schnell und mehrmals hintereinander, als habe er genau diese und keine andere Antwort hören wollen.

»Das ist gut so, Johanne.« Noch ein Kopfnicken wie zur Bestätigung. Dann drehte er sich wieder Frau König zu. »So bleibt mir nur noch eins: Ich möchte Sie einladen, am nächsten Sonntag den Gottesdienst mit uns zu feiern.«

Von einer Sekunde zur nächsten färbte sich das runde Gesicht der Mutter rot, sie räusperte sich nervös. »Wir wären schon auch heute zur Kirche erschienen, aber mein Mann ist leidend, und die Arbeit mit den dreien nimmt mich so sehr in Anspruch ...«

Der Pfarrer fiel ihr ins Wort. »Mit Verlaub, Frau König, für die Arbeit haben wir sechs Tage in der Woche. Am siebten Tag aber sollt ihr ruhen, so steht es in der Schrift. Und wenn Ihr kranker Mann der Pflege bedarf, so sollten Sie wenigstens Ihre Kinder zur Kirche schicken.« Seine Stimme klang auf einmal schneidend.

Eine unbehagliche Stille breitete sich in der Küche aus. Er weiß alles, dachte Johanne plötzlich, von der Trunksucht des Vaters, von Laurenz, er kennt unsere ganze erbärmliche Geschichte. Sie spürte eine Beklemmung in sich aufsteigen, die ihr fast den Atem nahm. Wenn ihre Mutter jetzt nur nicht laut wurde und wütend. Aber Frau König starrte über die Schultern des Pfarrers ins Leere. Theodor scharrte unbehaglich mit den Füßen. Der Fremde stand da, schwarz und ernst, die wasserblauen Augen wie blankes Eis. Endlich tat er einen Schritt auf Frau König zu und streckte ihr seine Hand hin.

»Nun denn, so will ich mich wieder auf den Weg machen. Vielleicht habe ich in der nächsten Woche auch das Glück, Ihren Gemahl persönlich kennen zu lernen.«

Die Mutter brummelte etwas Unverständliches, während sie die angebotene Hand drückte, ohne Fliedner dabei anzusehen.

Ein kühler Luftzug fuhr durch die muffige Küche, als sie die Tür öffnete, um ihn hinauszulassen. Kopfschüttelnd zog sie ihr Schultertuch über der Brust zusammen. Johanne dagegen atmete tief ein. Frischer Wind, dachte sie. Was würde er wohl mit sich bringen?

Vor zwei Wochen hatte das neue Jahr begonnen. 1822. Mit einem Wäschekorb im Arm hastete Johanne die Kaiserswerther Kuhstraße entlang, in der sie wohnten, und versuchte dabei den zahlreichen Pfützen auszuweichen, die sich auf dem schadhaften Straßenpflaster gebildet hatten. Wie sie diesen Morast verabscheute. Vom Saum bis zu den Knien hoch war ihr Rock steif von eingetrocknetem Schlamm. Am Vorabend hatte sie das Kleid ausgebürstet, aber dadurch hatte sie den Schmutz nur verteilt. Selbst an ihren Ärmeln entdeckte sie hellgraue Spritzer, wie ein unregelmäßiges Tupfenmuster bedeckten sie den ausgebliebenen blauen Leinenstoff.

Nirgendwo entkam man diesem Dreck, er war auf den Straßen, in den Häusern, er saß in allen Ritzen. Johanne machte einen weiten Schritt über eine besonders große Lache, die die ganze Straße überschwemmte. Aber sie trat zu kurz und versank bis zu den Knöcheln im Schlamm. Ärgerlich stellte sie den Wäschekorb auf einem Mäuerchen ab und versuchte die Lehmklumpen vom Schuh zu streifen. Doch der Dreck hing zäh an ihrer Sohle, statt ihn loszuwerden, beschmierte sie sich auch noch die schwarzen Strümpfe.

Das Haus von Rittmeister Packenius lag oben am Markt in der Wallstraße, es war eingezwängt zwischen zwei andere Häuser, aber nach vorne hin verschaffte sich jedes Stockwerk Platz, indem es sich ein Stück weiter über die Straße lehnte. Johanne benutzte die Glocke am Hintereingang. Die Köchin Marthe öffnete die Tür und betrachtete sie von oben bis unten.

Dann trat sie wortlos einen Schritt zur Seite, um Johanne einzulassen. Der Boden des Hausflurs war schachbrettartig mit schwarzen und weißen Fliesen bedeckt. Vorsichtig trat Johanne immer nur auf die dunklen Flächen, um keine lehmigen Fußspuren zu hinterlassen.

In der Küche verschränkte Marthe die Arme über der Brust und klemmte die Hände unter die Oberarme. Eine ganze Weile

stand sie so da, musterte sie und sagte nichts, während Johanne die Augen gesenkt hielt und spürte, wie ihr immer heißer wurde. Endlich ergriff die Köchin das Wort. »Bringst du also endlich die Stickerarbeiten? Ich meine wohl, die gnädige Frau hätte sie schon vor Weihnachten erwartet. Aber bei deinen Leuten muss man wohl froh sein, dass es nicht auch noch bis zum nächsten Jahr gedauert hat. Ich werde die Herrin holen, damit sie's dir abnimmt.«

Sie stapfte mit großen, feindseligen Schritten aus der Küche. Johanne blieb allein zurück und starrte zuerst auf die blitzenden Töpfe über dem Herd und dann auf die Wäsche im Korb. Auf der Tischdecke, die obenauf lag, prangte ein hässlicher hellbrauner Schmutzfleck, der noch nicht da gewesen war, als sie zu Hause losgegangen war. Sie packte die Decke hastig und legte sie zuunterst in den Korb. Die anderen Teile waren zwar sauber, aber sie sahen nicht viel besser aus, merkte sie. Die Hohlsäume waren schief und unsauber gearbeitet, an manchen Stellen spannte sich der Stoff unter zu festen Stichen, andere waren zu locker gezogen. Sosehr sich ihre Mutter auch abmühte, ihr fehlte jegliches Geschick für Handarbeiten.

Dabei musste sie mit der Näherei die ganze Familie ernähren, der Vater brachte keinen Groschen nach Hause, und Laurenz – Johanne schob den Gedanken zur Seite und überlegte stattdessen, ob sie den Korb mit der Wäsche einfach auf den Tisch stellen und sich davonschleichen sollte. Aber im selben Moment kam die Köchin mit der alten Frau Packenius zurück.

»Du liebe Güte, Kind, bist du auf dem Weg zu uns im Morast versunken?«, rief die Dame, deren sanfte Stimme in einem seltsamen Gegensatz zu ihrer strengen Miene stand. Sie holte mit spitzen Fingern einen Unterrock aus dem Korb. »Da ist ja nun endlich die Arbeit, die ich deiner Mutter aufgetragen habe. Man möchte meinen, ihr könntet die Groschen brauchen, aber eilig scheint sie es nicht gehabt zu haben. Und ordentlich kann man

die Handarbeit auch nicht nennen.« Ihre ohnehin schon runzelige Haut verzog sich in zahllose missbilligende Falten.

»Schade um das teure Material«, murmelte sie, während ihre knotigen Finger über den feinen Stoff glitten. »Deine Mutter hat es mir ordentlich verdorben. Aber was kann man von einer solchen schon erwarten. Fromme Handarbeit passt wohl nicht zur lutherischen Gesinnung.«

Johanne kaute auf ihrer Backe herum und starrte auf ihre schmutzigen Schuhspitzen.

»Nun, was bleibt mir übrig.« Die alte Dame verzog den Mund, als habe sie auf etwas Saures gebissen. »Hier, nimm den vereinbarten Lohn. Weniger zwei Groschen, die ziehe ich ab, weil die Ausführung gar so abscheulich ist. Und teile deiner Mutter mit, dass ich keineswegs zufrieden bin.«

»Lass uns zu unserem barmherzigen Gott beten, dass die Tochter nicht in der Lasterhaftigkeit der Eltern endet«, wandte sie sich dann an die Köchin. Marthe bekreuzigte sich so leidenschaftlich, als stünde der Leibhaftige neben ihr.

Johanne stopfte das Geld in die Schürzentasche. Die Umrisse der Köchin verschwammen in den Tränen, die ihr in die Augen getreten waren. Sie wandte sich ab und rannte fast zur Tür. »Ohne einen Gruß machst du dich davon, du gottloses Mädchen?«, rief ihr die Köchin nach. »Verabschiede dich, wie es der Anstand gebietet.«

Aber sie brachte keinen Laut heraus. Mit zusammengepressten Lippen schlüpfte sie durch den Korridor zurück auf die Straße.

Oben am Markt stand der Leierkastenmann und drehte und drehte mit blaugefrorenen Fingern. *Gottloses Mädchen* orgelte sein Kasten. *Gottloses Mädchen*. Sie beschleunigte ihre Schritte, bis sie fast rannte. Ich hasse es, dachte sie. Ich hasse dieses Kaiserswerth, ich hasse alle, die hier leben!



Gina Mayer

Die Protestantin

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, 560 Seiten, 12,0 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35140-0

Diana

Erscheinungstermin: August 2006

Glaube, Liebe, Hoffnung – drei starke Frauen kämpfen um ihr Glück

Kaiserswerth im Jahre 1822. Als sie dem protestantischen Pfarrer Theodor Fliedner begegnet, ist die 17-jährige Johanne voller Bewunderung für diesen willensstarken Mann. Eine Ehe mit ihm bahnt sich an, doch als er um ihre Hand anhält, gibt es etwas, was ihr wichtiger ist: ihre Freiheit. Auch ihre jüngere Schwester Catharine will ihre Liebe und ihr Leben selbst bestimmen. Als 1848 die Revolution losbricht, für die sich Catharine leidenschaftlich engagiert, entbrennt zwischen den Schwestern ein kräftezehrender Kampf um die persönliche Überzeugung. Wird es erst ihrer gemeinsamen Pfliegerochter Magdalena gelingen, Freiheit, Glaube und Liebe in Einklang zu bringen?

Ein spannendes und kluges Sittengemälde des 19. Jahrhunderts, detailgenau recherchiert und wunderbar farbig erzählt.



Der Titel im Katalog